

Berlinale einmal ganz anders

Morgen geht das Neunte Internationale Filmfest von Berlin zu Ende — Der Jury rauchen die Köpfe

Von Hans Schaarwächter

Bei jedem Filmfest stellt sich erneut die Frage, was denn nun eigentlich daran so wichtig sei. So sah und sieht man denn auch an Orten Filmfeste auftauchen, wo man sich des Eindrucks nicht erwehren kann, daß sie eigentlich anderen Zwecken dienen als „dem“ Film.

Die nun schon bald nicht mehr übersehbaren Filmfeste haben aber bereits eine neue Rasse von Journalisten geschaffen, die ununterbrochen unterwegs sind, die am Ort A die Einladung zum Ort B einfädeln, dorthin fahren und nach C und D weiterreisen. Wenn es so weitergeht, werden diese Leute überhaupt nicht mehr nach Hause kommen. Gott sei Dank — für sie! — gibt es trotzdem noch die eine oder andere Flaute auf diesem Filmmeer, so daß sie zu Hause ausruhen oder aufarbeiten können.

Man kann andererseits nicht bestreiten, daß der Film etwas Phänomenales ist oder besser ein Phänomen, das den heutigen Menschen auf Schritt und Tritt begleitet. Eine Stadt von einer Million Einwohnern hat sicherlich ihre 150 Kinos, und wie lange man auch schon vom Kinosterben redet und schreibt (der Bauer läßt das Klagen nicht), noch entstehen neue Leinwandsäle, und so mancher Kinobesitzer trägt Westen mit vier oder sechs Taschen. Am klügsten zur Abrahmung des möglichen Gewinns sind wohl jene, die in ein und demselben Hause drei oder vier Kinos haben, um keinen Besucher zu verlieren — gefällt ihm die Schnulze im großen Saal nicht, so geht er ins „studio“, wo der Intellektualismus seine Orgien feiert. Er kann aber auch die beiden anderen Kinos wählen, wo es in dem einen die schlüpfrige, im anderen die saubere Sache gibt. Der Besitzer hat neben der Genugtuung, den Kunden durch reichliches Assortiment festgehalten zu haben, die moralische Genugtuung, jedem nach seinem

Wunsch zu dienen, dem Teenager mit dem Schallplattenfilm, dem Rowdy mit dem Western, dem Herrn Pfarrer mit einem Erbauungsstreifen und dem Intellektuellen mit einem Snobfilm.

★

Was hat das alles mit dem Internationalen Neunten Filmfest der Berliner zu tun? Wenig und viel.

Die Berlinale ist teilsubventioniert. Sie muß einen Teil ihrer Spesen aus dem Verkauf von Eintrittskarten aufbringen. Das bedeutet, daß im Festspielpalast am Zoo zwar Plätze für Kritiker zu haben sind (beim Pressebüro), daß aber die optisch optimale Mitte des stark ansteigenden Saales frei verkauft wird. Insofern befindet sich also die Festspielleitung in der Lage eines Mannes, der zwischen dem Publikum und der kritischen oder berichtenden Schicht von Presse, Funk und Fernsehen steht. Man war sich dessen bewußt und gab deshalb der Berufsjury die Jury des Publikums bei. Jeder Besucher bekam ein Billett mit vier Prädikaten, von denen er eines in den Kasten warf, wenn er das Kino verließ. Da nun der Berliner helle ist, waren diese Publikumsabstimmungen nicht uninteressant, und manchmal deckten sie sich um ein Haar mit den Meinungen der internationalen Jury. Bis eines Tages der Internationale Produzentenverband sein

Veto einlegte. Das ginge ja nun doch nicht, und so stimmt das Publikum heute nicht mehr mit ab, sondern teilt den Filmen nur noch seinen Beifall zu.

Als Ersatz haben die Berliner nun aber ziemlich schnieke Großveranstaltungen, deren umwälzendste die Waldbühne ist mit ihren

Monsterstreifen, die durch Varietédarbietungen und Sternchen-Schauen eingeleitet werden. Wenn es nicht gerade gießt, sitzen da 25 000 Berliner auf den Rängen und geizen nicht mit ihren Beifalls- und Mißfallenskundgebungen. Weh dem, der den Teenagern, den Backfischen unserer Zeit, nicht paßt: er wird deutlich in den Orkus des Nichtgefallens befördert: „Jeh nach Hause, Hilde!“, oder „Die olle Zicke!“

★

Und dann haben die jungen Berliner besonders des weiblichen Geschlechts die wilde Jagd aufs Autogramm, die sich hauptsächlich auf dem Kudamm abspielt, beim Hotel am Zoo. Längst kennen die dezentesten Stars dort den Hinterausgang, denn niemand begibt sich gern in Lebensgefahr. Es wäre der Untersuchung würdig, woher die Gier der Teenager kommt, einen Darsteller in die Krallen zu bekommen. Möglich, daß die Erklärung „Ich hab dich zum Fressen gern“ heißt. Möglich auch, daß es der Bumerang einer alle Grenzen überschreitenden Propaganda für die Stars ist. Hier fällt nämlich das Wurfgeschloß der Propaganda auf sie zurück. Da kommen besonders Enragierte gleich mit der Schere an, um sich ein Stück aus Schlips oder Pelz zu schneiden. Hier wie anderswo schneiden am besten jene Stars ab, die klug genug sind, sich eine Kiste Schlipse aus dem Laden mit „Freiem Eintritt“ zu besorgen und sie vom Balkon herabzuwerfen.

Wahrscheinlicher aber ist Sammelwut der Grund zu den Exzessen. Eine dieser kessen Rangen fragte mich vorm Hotel: „Sind Sie wer?“ Ich antwortete ihr, ich sei niemand. Worauf sie davonstürzte und diesmal an einen Kellner geriet, der ihr gern sein Autogramm gab. Man kann auch auf die Autogrammbörse

gehen, links um die Ecke. Da gibt es sehr gewiefte Tauscherinnen; sie unterscheiden zwischen Farben und Fehlfarben. Zehn „Starletzen“ für eine Loren. Oder auch nicht.



Man wird sagen, daß das nur die äußere Schale eines Filmfestspiels vom Range Ber-

lins sei. Aber die Unernsthaftigkeit dringt tief in die Parties, wo die Hälfte aller Anwesenden nur Motten sind, die zum Licht fliegen. Da drängen sich nicht zwanzig, nein fünfzig Fotografen und bitten um schönes Gesichtswetter. Man zerrt Madame P. in eine Ecke, unter eine Palme, und schon blitzt es. Nicht die Cocktail-, die Blitzstunde. Auch Funk und Fernsehen langen nach dem Star, führen ihn weg, interviewen ihn in einer Ecke, doch erfährt man nur, was sie oder er demnächst drehen werden und daß Berlin wundervoll ist. Die Ehrlichen sagen, daß sie soeben erst angekommen sind und noch nichts gesehen haben, worauf es dann heißt: „Wie ehrlich, alle Achtung!“



Doch noch tiefer geht die Unernsthaftigkeit.

Da man in Berlin ist, Vorposten der freien Welt, empfängt der Reg. Bürgermeister die internationale Presse. Im Ratskeller. In Schöneberg. Um 3 Uhr nachmittags. Tolle Zeit für Leute, die seit 10 Uhr auf der Erlebnisjagd sind und noch drei Filme sehen wollen, mit eingeklemmten Parties und Mitternachtssouper.

Ratskeller, das klingt nach Abend, nach Schweinshaxe und Berliner Weiße. Doch hier stehen lange Kaffeetischreihen zwischen den Gewölbepfeilern. Und da steht für jeden ein Teller mit Törtchen und Sahne, und die Kellner gießen den Kaffee ein und stellen ein Körnchen dazu. Und dann spricht der RB, und dann wird das sorgfältig ins Französische und Englische übersetzt: Einführung in die Elementarlehre von Berlin. Und wieder geht es auf, in die Ehrenbusse, zum nächsten Streich ... was war doch noch das nächste?



Dann gibt es die fachlichen Empfänge. Da treffen sich Produzenten und wundern sich, daß auch Kollege X wieder da ist. Und da kommt irgendwer und erzählt, daß er die Callas nun hat und daß sie eine Million kostet und daß er — falls das doch noch nicht für alle Kinobesucher reichen sollte — auf jeden Fall einen leckeren Teenagerstar mit einbaut — na. was

sagen Sie, das kann doch gar nicht mehr schiefgehen! Und die seriösen Produzenten halten das für unseriös. Sie alle sind gegen die hohen Gagen und zahlen sie doch. Und sagen einem, daß nun Schluß ist mit den Forderungen der Soundso und daß es mit den Gagen für Buchholz und Jürgens und Schell runtergeht, daß nur O. W. zu Höchstpreisen sich noch lohnt und daß die Tiller und der Fröbe noch ein paar Klimmzüge machen. Und wenn da einer erzählt, daß er nun genug hat vom Regisseur Y, so erfährt man vom nächsten, daß er sich den Y soeben an Land gezogen hat.

Und dabei fließt der Sekt, und da zerklinkern irgendwo Gläser am Boden — Glücksbringer! — und da gehen die Kellner herum, und du greifst dir ein Spickstreichholz mit einem winzigen Würstchen, du tauchst es in den Senf und verbrennst dir den Gaumen, denn der ist noch kalt vom Sekt.



Ernsthafter wird es allerdings, wenn das Tête-à-Tête beginnt. Wenn der Kreis sich radikal verkleinert. Wenn man in der Maison de France sitzt und das Mitternachtssouper sich so diskret abspielt, daß am Tisch neben dir Jean Renoir sitzt, dessen Film „Die große Illusion“ 23 Jahre nach seiner Entstehung einen erneuten Siegeszug durch die Welt antritt, um um Fairneß, um Verständnis, um Brüderlichkeit zu werben. Daß gerade der französische General es ist, der für diesen Film aus dem ersten Weltkrieg wirbt, ist schön. Es ist so schön, als wenn man, wie mir das einmal geschah, zu einem anderen französischen General kommt, der einem seine zweibändige Übersetzung des „Faust“ überreicht. So tanzt man denn mit der Généralin und plaudert mit dem ein wenig Chruschtschow gleichenden Jean Renoir, der betagt ist, doch von jugendlichem Unternehmungsdrang nur so strotzt. Er arbeitet an seinem Film „Le déjeuner sur l'herbe“, zu dem die Inspiration von einem berühmten impressionistischen Gemälde stammt. Renoir, rosigen Gesichts, weist den Rotwein zurück und läßt sich einen weißen Elsässer einschenken. Renoir liebt Deutschland. Er lernte viel im Berlin des dritten Jahrzehnts.

Gegenüber sitzt der blutjunge Existentialist Jean-Claude Brialy, den man soeben in „Die Vettern“ sah, und der einen Armeeobersten zum Vater hat, nun aber — nach Kadettenanstalt und Theologischer Hochschule — dem

Theater und dem Film vertallen ist, mit seinen 25 Jahren.

In der Maison de France servieren die Kellner eine Kostbarkeit nach der anderen, und am Nebentisch läßt die tiefgebräunte, etwas elegische Rita Hayworth es sich gut schmecken. In einer Ecke haben sich die Italiener niedergelassen. Gino Cervi alias Bürgermeister Peppone aus Guareschis Roman und Widerpart Fernandels, trägt sein krauses, kurzes Haar wie eine silberne Perücke. Plötzlich ist auch Eddie Constantine da und seine Frau, die ihren Mund wie eine Mondsichel formen kann: ein ideales Ehepaar, wie es das bei „unmöglichen“ Darstellern ja oft gibt.

Bei solchen Erinnerungen vergift man fast

die Filme. Über das Enfant terrible O. W. wurde hier bereits berichtet. Inzwischen rollte, frech mit der „Großen Illusion“ gekoppelt, „Ein kleiner Goldfisch“, Kulturspielfilm kleinsten Formats, aber von köstlichem Humor, da eine Katze, die einen Goldfisch im Maul hat, so generös ist, ihn ins Wasser zurückzubefördern, aus dem er in übermütigem Tanz herausgepurzelt war. — Man sah einen argentinischen Film mit vier Gören von einer Verdorbenheit, die man sich kaum vorstellen kann, und einer guten Darstellerin, der es nicht gelingt, diese Kinder aus ihrer Verderbnis zu retten. — Und da war ein indischer Film, den mancher als langweiliges Melodram abtat, und der doch nach dem Kinderfilm die Würde des Menschen rettet, auf eine fast märchenhafte Weise. — Und die Japaner waren wieder da mit einem Ritterfilm „Die heimliche Festung“, in dem feudale Tradition aufersteht, mit höfischem Prunk und shakespeareschem Humor, mit Fechtszenen von Rasiermessernähe und dem Darsteller Toshiro Mifune, der in dem Film „Rashomon“ die Aufmerksamkeit auf die japanische Filmkunst lenkte. — Die Dänen, ihrem Erfolgsrezept auf den Sprung gekommen, brachten eine Klamotte von netter Sauberkeit und höchlicher Albernheit und ernteten fast soviel Beifall wie die Japaner.

Helmut Käutner, dessen Regiekunst sich letzthin etwas abgenutzt hatte, legte diesmal einen Film auf die Goldwaage der Jury. Nach Shakespeare drehte er einen Kriminalreißer, betitelt „Der Rest ist Schweigen“. So hat Deutschland, wie auch mit dem abendfüllenden Dokumentarfilm „Paradies und Feuerofen“, der das heutige Israel darstellt, zwei ziemlich wichtige Eisen im Feuer der Jury. Man wird morgen sehen, wenn die letzten Beiträge über die Filmwand gerollt sind ...